Zwei, die zurückkamen

Nirit Sommerfeld ist Israelin, Rihm Hamdan Palästinenserin. Beide leben heute bewusst in München. Auf Demonstrationen begegnen sie sich immer wieder. Dem Nahostkonflikt entkommen sie auch hier nicht

Rihm Hamdan (links) und Nirit Sommerfeld setzen sich von München aus für den Frieden zwischen Israelis und Palästinensern ein.
FOTO: ROBERT HAAS

VON MARTINA SCHERF

Die beiden Frauen teilen einen Traum. Den Traum von einem Land, in dem ihre Familien in Frieden leben. In dem sie feiern, reisen, sich besuchen können, frei und unbeschwert. Dieses Land heißt Israel. Oder Palästina.

Nirit Sommerfeld trägt einen kleinen goldenen Davidstern am Hals. Ihr dunkles Haar fällt in Locken über die Schultern, sie gestikuliert oft, wenn sie spricht. Das hat sie mit Rihm Hamdan, die ihr gegenübersitzt, gemeinsam. Ihre Geschichten könnten kaum unterschiedlicher sein. Sommerfeld ist Israelin, Hamdan Palästinenserin. Die eine ist in Eilat am Roten Meer geboren, die andere in München. Vom Alter her könnten sie Mutter und Tochter sein. Doch je länger das Gespräch dauert, desto klarer wird, wie sehr die beiden Frauen derselbe Konflikt geprägt hat. Und neuerdings treffen sie sich öfter auf Demonstrationen.

Rote Fingernägel, kurzes Top, eine Mähne mit blonden Strähnen, so sitzt Rihm Hamdan an diesem Sommertag in Noah's Bar am Jakobsplatz und sprudelt los. Sie erzählt von ihrer Kindheit, von ihrer ersten heimlichen Liebe – und von ihrem Papa, „mein bester Freund". Ihr Vater stammt aus Palästina, kam einst zum Studium nach München und blieb. Hier ist Rihm Hamdan vor 26 Jahren geboren. Die Ferien verbrachte sie jedes Jahr in Palästina, im Flüchtlingslager Qalandia in der Westbank, vor den Toren Jerusalems.

Als sie zwölf war, wollte sie dort bleiben. „Ich hatte mich ein bisschen verliebt in einen Jungen", sagt sie, „aber es war nicht nur das. Ich fand einfach alles toll, die Menschen, das Essen, die Freiheit der Kinder auf der Straße." Ihr Onkel fand eine Privatschule mit internationalem Standard in Ramallah. Ihr Vater war skeptisch, aber er gab nach. „Dann lernst du wenigstens richtig Arabisch", sagte er. Ihre Mutter, ebenfalls Palästinenserin, war entsetzt. Aber die Tochter setzte sich durch.

Doch von da an war sie nicht mehr nur in der kleinen Welt rund um das Haus ihres Onkels unterwegs. In der Schule traf sie auf Söhne und Töchter höherer Beamter der palästinensischen Autonomiebehörde. Die fragten: Was machst du als Deutsche hier? Sie war ein Sonderling. Und gleichzeitig mit ihrem Pass privilegiert. „Wenn ich mit meiner Freundin zum Shoppen nach Jerusalem wollte, konnte ich einfach den Checkpoint passieren, sie wurde aufgehalten." Von Ramallah nach Jerusalem sind es nur 20 Kilometer, weniger als von München nach Starnberg. Doch der Weg führt über die Mauer. Israelische Soldaten sortieren die Leute aus – du darfst, nein, du nicht. Die Angst, nicht pünktlich zur Arbeit zu kommen, zum Arzt, zu den Verwandten, ist immer dabei, erzählt die junge Frau.

Als Rihm Hamdan den grünen palästinensischen Ausweis bekam, begannen die Probleme

„Die Mauer ist allgegenwärtig und sie ist massiv", sagt sie und unterstreicht die Aussage, indem sie ihre Arme ausbreitet. Die Mauer haben die Israelis rund um das Westjordanland gebaut. Sie ist höher als die Berliner Mauer war und trennt nicht nur Israelis und Palästinenser, sondern auch Freunde und Familien. Das Westjordanland wurde nach dem Osloer Friedensabkommen 1995 in drei Zonen geteilt, erklärt Sommerfeld, die bis dahin still zugehört hat. Zone A, die größeren Städte, verwaltet die palästinensische Autonomiebehörde allein. Zone B wird von Palästinensern verwaltet und vom israelischen Militär kontrolliert. Zone C, der größte Teil, wird ganz von Israel kontrolliert, dort werden immer noch israelische Siedlungen gebaut. Auf der Landkarte sieht das Land aus wie ein einziger Flickenteppich und zwischen jedem Flicken gibt es Kontrollen. „Man muss es mit eigenen Augen gesehen haben, um zu begreifen, was das bedeutet", sagt Sommerfeld.

Rihm Hamdans Mutter war das damals jedenfalls nicht geheuer. Sie mietete kurzerhand eine Wohnung in Ramallah und zog mit ihrer Tochter ein. „Ramallah ist toll, da pulsiert das Leben", sagt Hamdan. „Wie in Tel Aviv", wirft Nirit Sommerfeld an dieser Stelle ein. „Ja genau", sagt Rihm Hamdan. „Aber weil ich jetzt einen Wohnsitz dort hatte, begannen neue Probleme", erzählt sie und kramt in ihrer Handtasche. Sie holt ein Dokument mit grünem Plastikeinband heraus. „Ich bekam einen palästinensischen Ausweis, damit war meine Bewegungsfreiheit plötzlich genauso eingeschränkt wie die aller anderen."

„Mein israelischer Ausweis ist hellblau", sagt Nirit Sommerfeld, „sollen wir mal tauschen?" Die beiden lachen. Es ist ein eher sarkastisches Lachen.

Eines Tages starb Rihm Hamdans Cousin. Die israelische Armee hatte wieder Häuser kontrolliert, „das passiert zu jeder Tages- und Nachtzeit". Ihr Cousin floh übers Dach, ein Soldat verfolgte ihn, am Ende lag er tot am Boden. Hamdan war zu jung, um zu verstehen, was damals passierte. „Aber das Foto vom blutigen Fußabdruck auf dem Dach ging durch die sozialen Medien." Daran erinnert sie sich noch. Sie fand das alles immer bedrückender. Am Ende des Schuljahres flog sie nach München und sagte zu ihrem Papa: „Ich bleib wieder hier und geh in meine alte Schule." Der Papa seufzte und war froh.

Nirit Sommerfeld nimmt einen Schluck ihrer Rhabarberschorle und nickt. Sie hat 40 Jahre früher eine ähnliche Erfahrung gemacht, sagt sie. „Echt?", fragt Rihm Hamdan, „erzähl mal."

Die Jüdin, 59, ist in Israel geboren, als Tochter einer marokkanisch-jüdischen Mutter und eines deutsch-jüdischen Vaters. Ihr Großvater wurde im KZ Sachsenhausen ermordet. Seinen Sohn konnte er vorher nach Palästina schicken. Ahuva Sommerfeld, Nirits Mutter, war zehn Jahre alt, als unweit ihres Hauses in Jerusalem eine Bombe explodierte. „Der sechsjährige Shalom, der jüngste Bruder meiner Mutter, der Großvater und ein Onkel kamen ums Leben." Die kleine Ahuva war kurz zuvor mit ihrer Freundin unterwegs gewesen. Die Freundin hatte ihre Puppe vergessen, war zurückgelaufen. „Ein Granatsplitter bohrte sich in ihre Lunge, sie verbrannte innerlich." Die Geschichte wurde in der Familie immer wieder erzählt.

Als Nirit Sommerfeld acht Jahre alt war, zogen die Eltern mit ihr nach Bayern. Sie wollten die Vergangenheit hinter sich lassen. Die Ferien verbrachte sie fast jedes Jahr in Israel. Nicht im Flüchtlingslager, wie Rihm Hamdan, sondern bei der Familie in Tel Aviv. „Sie leben dort unbeschwert und ohne Kontakt zu Palästinensern, mal abgesehen vom Gärtner oder Müllmann", sagt sie. 1972, da war sie elf, verübte die PLO das Attentat auf die israelische Olympiamannschaft in München. Es war furchtbar, „und spätestens ab da galten auch in meiner Familie alle Palästinenser als Terroristen. Halt nicht der eigene Gärtner. Aber alle anderen."

Als sie 17 war, verliebte sie sich in den Ferien. Sie wollte in Tel Aviv bleiben. Ihr Vater überzeugte sie, das Abitur in München zu machen. Sie folgte, doch die Sehnsucht im Herzen blieb. Sie studierte, heiratete, bekam zwei Töchter, arbeitete als Schauspielerin und Sängerin. Sie gründete 1999 die Band „Klezmorim", die jetzt „Orchester Shlomo Geistreich" heißt und mit der sie bis heute auftritt. Sie singt auf Deutsch, Hebräisch und Jiddisch, kritisch, mitunter provozierend, von ihrer Familie und dem Jüdisch-Sein, wie sie es erlebt.

2007 war die Sehnsucht nach Israel so groß, dass sie mit ihrem Mann und ihrer jüngeren Tochter noch einmal nach Tel Aviv zog. Sie ging auch in die Palästinensergebiete. „Manche Frauen berührten mich ungläubig wie ein Wesen von einem anderen Stern. Sie kannten bis dahin nur israelische Soldaten." Sie sprach auch mit jüdischen Siedlern. „Manche sagen einem ins Gesicht, das Land sei ihnen von Gott gegeben, deshalb müssten die Palästinenser weichen." Sie sprach mit Müttern auf beiden Seiten, die ihre Söhne verloren hatten. In ihrer Familie fand sie dafür kein Verständnis. „Manche betrachten mich als Verräterin. Aber sie gehen ja nie durch die Mauer. Sie sehen nicht, wie es dort aussieht." Nach der verheerenden Bombardierung des Gazastreifens durch die israelische Luftwaffe im Winter 2008/2009 kehrte sie nach München zurück. Seither organisiert sie Reisen nach Israel, um Menschen beide Seiten dieses zerrissenen Landes näher zu bringen. Und beim letzten Mal sagte eine Cousine zu ihr: Nimm mich mal mit rüber, ich trau mich alleine nicht.

Auch Rihm Hamdan fliegt jedes Jahr nach Palästina. Doch mit ihrem grünen Ausweis kann sie nicht mehr mit ihrem Vater im gleichen Flugzeug sitzen. Anders als sie, hat er nur den deutschen Pass und kann nach Tel Aviv fliegen. Sie muss den Umweg über Jordanien nehmen, mit dem Bus zur Grenze fahren und dort im Sommer bei 40 Grad Hitze stundenlang warten, „bevor ich über den Jordan gehen darf", sagt sie in Anspielung auf das biblische Sinnbild.

Die Traumata werden von Generation zu Generation vererbt, sagt Nirit Sommerfeld

Hass, sagen beide Frauen, spüren sie nicht unter ihren Freunden und Familien. Eher Fatalismus. Ihre Tanten, sagt Rihm Hamdan, rieten ihr: Lass die Politik, heirate und kriege Kinder, dort drüben, in deinem sicheren Deutschland.

Aber so einfach will sie es sich nicht machen. Als vor wenigen Wochen wieder der Gaza-Krieg aufflammte, nachdem die israelische Armee angedroht hatte, palästinensische Häuser in Ost-Jerusalem zu räumen, da haben beide Frauen in München demonstriert, zusammen mit Vertretern verschiedener politischer Gruppierungen. Es waren friedliche Proteste, ohne Häme, ohne Ideologie. Sie nannten nur die traurige Bilanz: 248 Palästinenser und zwölf Israelis getötet, mehrere tausend Menschen verletzt.

Rihm Hamdan engagiert sich jetzt im Verein „Palästina spricht". Sie ist in Verbindung mit dem Verein „Jüdische Stimme für einen gerechten Frieden", bei dem sich sowohl Nirit Sommerfeld als auch ihre Tochter Lili engagieren. Einer ihrer jüdischen Freunde, sagt Rihm Hamdan, stammt aus Aserbaidschan. „In der Shisha-Bar scherzen wir immer: Rauchen wir eine jüdische oder eine palästinensische Shisha?" Über Politik kann sie mit ihm nicht reden. Sie sind trotzdem noch befreundet.

Vor mehr als 30 Jahren hatte Fuad Hamdan, Rihms Vater, in München die jüdisch-palästinensische Dialoggruppe gegründet. Er ist „der friedliebendste Mensch, den ich kenne", sagt seine Tochter. Er glaube nicht an eine Zwei-Staatenlösung. Er wolle ein Land, in dem Menschenrechte für alle gelten, wie auch immer dieses Land dann heißt. Aber Frieden könne es nur gegeben, wenn auch über das Leid der Palästinenser gesprochen werde, über die vielen zivilen Opfer. „Kinder und Zivilisten können sich nicht wehren", sagt Nirit Sommerfeld, „nicht in Jerusalem, nicht in Gaza, nirgendwo." Die Traumata würden von Generation zu Generation vererbt.

Hoffnung zu haben in der heutigen Situation sei naiv, sagte Daniel Barenboim nach der jüngsten Eskalation der Gewalt. Der Dirigent hat 1999 das West Eastern Diwan Orchestra gegründet, mit jüdischen und palästinensischen Musikern. Stimmt, sagt Sommerfeld. „Vielleicht müssen wir an Wunder glauben, wie beim deutschen Mauerfall." Aber solange sich auch in Deutschland Menschen gegenseitig ausgrenzten und die Realität ausblendeten, gebe es keine Verständigung. Im Hintergrund leuchtet das Dach der Synagoge in der Sonne. Zur Eröffnung vor 15 Jahren hatte sie noch dort gesungen. Seit ihrem Engagement für die Rechte der Palästinenser werde sie nicht mehr eingeladen, sagt sie.

Die beiden Frauen wollen, dass alle Seiten gehört werden, auch in Deutschland. Es sei der einzige Weg zum Verständnis: Sich einmal in die Schuhe der Anderen stellen. Damit der Traum kein Traum bleibt.